

Die Heimat

Beilage des „Neuen Görlitzer Anzeigers“
Nr. 36 . 1937 8. September

Karl XII. in Görlitz

Von Gerh. Henschel, Blegitz

2. Fortsetzung

Görlitz wird ein Feldlager — und es geschehen schlimme Dinge

Es kamen allerhand fremde Persönlichkeiten durch Stadt und Land. Zu ihnen gehörte der polnische Fürst Lubomirski, den man im März 1704 in Görlitz sah. Auch die bei Breslau auf neutralem Gebiet festgenommenen sibirischen Prinzen kamen auf ihrer erzwungenen Reise nach der Pleißenburg durch die Oberlausitz, und der von August ebenfalls verhaftete Primas von Polen, der Erzbischof Lubomirski von Posen, nächtigte auf seiner unfreiwilligen Fahrt nach dem Königstein in der Bauzener Defanei.

Im Mai 1704 wäre beinahe wieder ein „Campement“ (militärisches Standlager) nach Görlitz gekommen wie 1697, und es wurden schon tüchtig Vorbereitungen getroffen. Aber der Plan änderte sich, und das soldatische Schauspiel kam in die Gegend von Guben. Wahrscheinlich hängt dieses „Campement“ mit der Aufstellung einer „Defension“ (Verteidigungslinie) längs der Neiße zusammen. Auf den letzten Bauzener Landtagen war zur Bestürzung des Landes davon die Rede gewesen. Denn die Fortschritte der Schweden waren derart bedrohlich, daß man einen feindlichen Einfall in die sächsischen Erblande durchaus für möglich hielt.

Der eigentliche Ernst der Lage wurde jedoch erst mit dem Novembermonat 1704 sichtbar. Am 7. November 1704 verlor der sächsische General Schulenburg (hauptsächlich durch die Schuld der russischen Verbündeten) das Treffen von Punitz bei Lissa, unweit der schlesischen Grenze. Obwohl nun das sächsische Heer einen meisterhaften Rückzug über die Oder ausführte, näherte sich doch der Kriegsschauplatz der heimatischen Oberlausitz, und man mußte fortan auf alles vorbereitet sein.

Vier Tage später, am 11. November, erfuhr der Görlitzer Rat von der Wahrscheinlichkeit starker Einquartierung. 4000 Mann, aus Polen kommend, waren angesagt. 20 000 Portionen sollten bereitgehalten werden.

Die Truppen kamen und brachten allerhand Lasten mit. Die Einquartierung entwickelte sich zu einer Belegung, die den ganzen Winter von 1704 auf 1705 und noch bis tief in das nächste Frühjahr hinein anhielt. Im nahen Bennersdorf lagen zeitweise 15 bis 18 Mann bei einem Bauer. Aber auch die Stadt war im Dezember voller Truppen. Es mußte für die Soldaten viel Brot gebacken werden, und dem Rat, der den Dr. Christian Büttner zum Vorsitzenden der Magazinkommission gemacht hatte, fiel es nicht immer leicht, die gestellten Forderungen zu befriedigen. Die Gassenmeister hatten viel Arbeit und Unruhe mit Unterbringung der Truppen und Ausrüstung der Quartiere, wofür sie selbst von Einquartierung frei blieben.

Um diese Zeit belam Görlitz die ersten Schweden zu sehen — allerdings in der ungefährlichen Ausgabe von „blefierten“ (verwundeten) Kriegsgefangenen. Sie wurden auf Kosten der Stadt gepflegt und geheilt und dann nach Dresden weitergeschickt. Aufregender war ein Alarm, der am 9. Dezember 1704, früh um 3 Uhr, entstand. Es verbreitete sich plötzlich die Nachricht, die Schweden (deren Hauptquartier noch in Rawitsch war) seien im Anmarsch und schon in gefährlicher Nähe. Der sächsische Platzkommandant, Oberst Wostromerki, ließ sofort Generalmarsch schlagen, die Truppen antreten, die Tore besetzen und die Bürgerschaft bewaffnen. Sofort auch jagten Eilboten nach Guben, wo die sächsische Hauptmacht, bei der sich auch „moskowitische“ (russische) Hilfstruppen befanden, lagerte, mit dem für damalige Zeiten überraschenden Erfolge, daß schon am selben Tage um 10 Uhr abends aus dem Gubener Lager Garnisonverstärkung in Görlitz eintraf.

Die neue Einquartierung bestand aus zwei Bataillonen Schweizer Söldner und brachte durch ihr unruhiges, zur Reiterei geneigtes Wesen bald dramatische Ereignisse in unsere sonst friedliche Stadt. Der Führer der Schweizer war der Oberst Mellerac. Da sich unter den Deuten sehr viele Reformierte befanden, mußte der Rat sich dazu bereithalten, einen Raum für den reformierten Gottesdienst herzugeben. Er stellte den Schweizern den Saal über der Salzammer (Obermarkt, seit 1851 abgebrochen) zur Verfügung, und der reformierte Feldprediger

Chabry predigte dort Monate hindurch. Seine Lehren und Ermahnungen waren indes nicht imstande, den gewalttätigen Sinn der Schweizer zu bändigen. Im Januar 1705 kam es zur ersten Revolte und zu einer Massendefertion. Im Anschluß daran geschah am 15. Januar ein fürchterliches Kriegsgericht. Fünfzehn wieder eingefangene Deserteure kamen auf der Viehweide an den Galgen. Der sechzehnte, der bei der Verhaftung Widerstand geleistet und in dem entfliehenden Gemenge erschossen worden war, wurde unter dem Galgen begraben. (Die Aufrichtung des Galgens hatte einige Unkosten verursacht. Das Militärkommando bezahlte aber nur die Zimmerleute, während die Schmiede für ihre Arbeit vom Rate 4 Taler nebst einem Viertel Bier erhielten.) Im folgenden April standen abermals elf Reuterer vor dem Kriegsgericht. Das pardonierte acht, jagte einen aus dem Dienst und ließ die übrigen zwei auf Pfähle hängen. Die Folge war nicht Gehorsam, sondern Anfang Mai ein neuer Aufruhr. Der Oberstleutnant Couffin ließ nun die Rädelstörer auslösen und aufknüpfen. Dabei geschah das gewiß auch damals nicht alltägliche Ereignis, daß der Scharfrichter (anscheinend Christian Straßburger aus der Görlitzer Scharfrichterdynastie der Straßburger) an diesem Tage gerade die Hochzeit seiner Tochter feierte und vom Festessen weg zur Exekution der Militärdelinquenten geholt wurde.

Regierender Bürgermeister war in Görlitz seit der Ratswahl vom September 1704 Samuel Knorr v. Rosenroth. (Er wohnte Obermarkt 27.) Im November besetzte man die freie Stelle des Syndikus, nachdem Abraham Friedrich Niccius den Posten abgelehnt hatte, mit einer Persönlichkeit, die in den folgenden beiden Jahrzehnten in der Stadtgeschichte höchst bedeutsam wurde. Es war der „vormalige Rechtskonsulent“ in Dresden, Dr. Joh. Friedrich Günther auf Schlauroth — ein Mann, der es verstand, in der Residenz bis zur allerhöchsten Stelle beste Beziehungen zu unterhalten. Im Dezember mußten (wohl wegen zu besorgender Alarmzustände) zu den vorhandenen vier Bürgerstammbours noch vier weitere angenommen werden. Im Januar 1705 hatten die aus der Bürgerschaft gewählten „Billetierer“ (Quartiermacher) Tobias Schnitter und Martin Täschner viele „Fatigen“ (Mühevaltungen) und Beschwerden, weshalb ihnen aus der Ratsklasse täglich acht Groschen gezahlt wurden. Im Februar waren die Einquartierungslasten (Kavallerie und Fußvolk) angeblich „nicht mehr zu ertragen“, und Bürgerschaft und Rünfte fertigten eine Gesandtschaft nach Dresden ab. Um dieselbe Zeit ward durch landesherrliches Mandat die „moskowitische Münze“ (durch russische Soldaten in Umlauf gesetztes Geld) im freien Verkehr verboten. Die kursierenden Stücke mußten in die Münze nach Dresden geliefert werden.

Die kriegerischen Unruhen wurden auch in Handel und Wandel bemerkbar. Im Februar wurde ein Görlitzer Warentransport, der von zwei Tuchkaufleuten, einem Tuchmacher und einem Bedienten begleitet wurde, von einer schwedischen Streife bei Wolfshahn (an der Straße zwischen Haynau und Bunzlau) aufgegriffen und ins Hauptquartier nach Rawitsch gebracht. Die Leute lehrten Ende Mai nach Görlitz zurück. Die Waren blieben in Feindeshand.

Angeichts der immer größer werdenden Gefahr geschahen sächsischerseits bedeutende Rüstungen. Der Generalmajor von Zeidler war als Aushebungskommissar in die Oberlausitz gekommen und stellte Stammrollen auf. Von je 165 Rauchfängen (ein „Rauch“ entspricht etwa einer Hufe [s. Zucht „Wirtschaftliche Verhältnisse“ S. 44]) sollten fünf Mann aufgebracht werden. Um Guben, Lübben und Sorau entwickelten sich große Militärlager. Zu Muskau, Sorau und Guben wurden Magazine angelegt. Bei Görlitz lagen im Sommer 1705 ein Regiment Reiter und drei Bataillone „moskowitische“ Infanterie. Ende August melden die Ratsprotokolle den Ausbruch aller „Campements“. Für jeden Artilleriewagen wurden sechs Pferde Bespannung gefordert, was bei den Bauern, Landgüterbesitzern und Stadtgärtnern nicht wenig Sträuben und Murren hervorrief. Außerdem verlangte das Oberamt zur Bestreitung der Unkosten, Befoldungen usw. binnen zwei Tagen 3000 Tl. Im Versäumnisfälle wurden die

Ratsherren mit militärischer Belegung bedroht. In dieser Sorge wandte sich der Rat an gute Freunde.

Die Geldnot des Landesherrn war schon im Juni 1705 klar zu erkennen. Damals wurde eine Kopf- und Vermögenssteuer angelegt. Bei den entstehenden Verhandlungen waren unter den Ständen von Land und Städten Differenzen zu bemerken. Die Vertreter des Adels, denen sich Bittau angeschlossen, wollten die Steuer mit einer Summe von 80 000 Taler ablösen, während die übrigen fünf von den Sechsstädten der Meinung waren, bei klarer Abschätzung günstiger davonzukommen. Im Oktober gab die Oberlausitz 20 000 Taler „Donativgelder“, und zwischen beiden Ereignissen war am 14. September 1705 (wie oben kurz gemeldet) auf dem Görlitzer Rathaus durch den Altkaiserat Dr. Friedrich Konrad Bergmann vor Bürgern und Beiden die Einführung der gefürchteten Akzise verkündet worden. Der Winter von 1705 auf 1706 hatte wieder Einquartierung gebracht. In Görlitz lagen drei Bataillone zwei Monate lang.

Der König von Polen hat eine Schlacht verloren

Das Jahr 1706 brachte eine plötzliche Änderung der bisher abwartenden Kriegslage. Das Drama schärfte sich zur Katastrophe.

Die im südwestlichen Polen stehende schwedische Hauptarmee zog aus Pommern Unterstützung heran und ergriff die Offensive. Die sächsischen Kräfte waren verzettelt. Ein Teil befand sich mit dem König-Kurfürsten in der Gegend von Grodno in Litauen. Die Kavallerie stand um Kralau, eine dritte Streitmacht unweit der schlesischen Grenze bei Frauastadt; andere Formationen lagerten in der Niederlausitz, während endlich einige Regimenter als Reichskontingent am Kriege gegen Frankreich teilnahmen.

Das Ergebnis dieser planlosen Kriegführung war die Schlacht bei Frauastadt am 13. Februar 1706. Die Vereinigung mit der Kralauer Armee war nicht zustande gekommen, und die auf 8000 Mann geschätzten Schweden waren 15 000 Mann hoch auf dem Schlachtfeld erschienen. Die „Moskowiter“ erwiesen sich als ganz unzuverlässig; die Reiterei versagte, und das Ende war eine vollständige Niederlage der sächsischen Truppen, bei der 200 Offiziere und 8000 Gemeine Kriegsgefangen genommen wurden. Da nach der Zertrümmerung dieser Armee Sachsen dem Feinde auf

diesem Schauplatz augenblicklich nichts mehr entgegenzustellen hatte, lagen die Erblande den Schweden offen. Trotzdem vergingen noch über sechs Monate, bis sich die Truppen Karls XII. in der Oberlausitz sehen ließen. Inzwischen befreite der Schwedenkönig die Protestanten Schlesiens vom habsburgischen Druck.

Eigentümlich ist es, daß wir über diese hochwichtigen Dinge aus den Ratsprotokollen, die ein Jahrzehnt später ungemein reichliche Aufschlüsse bieten, fast nichts erfahren. Die Frauastädter Schlacht ist nur beiläufig erwähnt, und die Bezugnahmen auf militärische Vorgänge sind vereinzelt und ohne Zusammenhang. Hätte nicht knapp zehn Jahre später der damals auf der Höhe seiner Schaffenskraft stehende Gymnasialrektor Samuel Grosser in seinen genialen „Sausitzischen Merkwürdigkeiten“ auch die neueste Geschichte seiner Zeit in der ihm eigenen Großzügigkeit dargestellt, wobei die Stadtgeschichte weitgehend berücksichtigt wurde — wir würden manches aus jenen denkwürdigen Tagen gar nicht erfahren haben.

Hören wir also, was der Görlitzer Rat und der Geschichtsschreiber über die bewegte Zeit zu sagen wissen. Im Januar 1706 rüstete die Görlitzer Garnison zum Aufbruch nach Polen. Für jeden Mann wurden als Marschproviant außer dem aus den Magazinen gelieferten Brot und Fleisch ein halb Maß „Zugemüse“ (Graupe, Grütze oder Hirse) und ein Maßel Salz verlangt. Da der Rat dies beschaffen mußte, erwuchs daraus eine Geldumlage, die je nach Vermögen 1 bis 6 Groschen betrug. Auch der Oberstleutnant v. Rehmitz befand sich in Verlegenheit. Er brauchte 350 Taler. Da damals noch jeder Befehlshaber persönlich für die Ausrüstung seiner Truppe sorgen mußte, wollen wir annehmen, daß der wackere Kommandant die beträchtliche Summe nicht für eigene Aufwendungen nötig hatte. Der Rat mußte das Geld vorschießen. Ferner bedurfte der „Feldkasten“ einer Füllung. Der Apotheker Dietrich besorgte das und forderte dafür 69 Taler, für die der Rat gutsaßte. Dann waren etwa 3000 Fuhren zur Wegschaffung der Bagage und Ausrüstung zu stellen. Endlich beschwerte sich der Oberst über die Friedersdorfer Bauern, die Deserteure beherbergt hatten. Da sich die Sache als richtig herausstellte, wurde das Dorf mit 100 Taler Strafe belegt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen den Toren Ein Roman der Stadt Görlitz aus der Zeit des Vörfalles

Von Erich Wörbs

laut Ankündigung im Anzeigenteil in Buchform (148 S., mit Buchschmuck von Arno Henschel, Halbleinen geb., 2,50 Reichsmark) in jeder Buchhandlung und beim Verlage Hoffmann & Reiber in Görlitz erhältlich

20. Fortsetzung

12.

Eine Gruppe Männer ritt über das Gebirge. Von den Gefangenen der Sechsstädte ließ man je zwei heimziehen, die Heimat mit allem bekanntzumachen, was in Prag geschehen, und die Strafgeelder einzuziehen. Erst wenn sie abgeliefert, würden die andern Gefangenen entlassen werden.

Franz Schneider war den andern weit vorangeritten. Ruhelos trieb es ihn vorwärts. Oft schon war er voller Sorgen in die Heimat zurückgekehrt. So dunkel aber hatte der Weg noch nie vor ihm gelegen.

Eine schöne ehrenvolle Aufgabe war ihm da geworden! Bitter lachte er auf. Auszuführen, was den Verderb der Stadt bedeutete, das war sein Loos. So ging sein Leben im Dienste dieser Stadt dem Ende zu. Zum Schergen am Wohlstand der Heimat war er geworden. Und mit aller Kraft mußte er dies edle Amt führen. Bögerete er, war er lässig darin, dann harrten die in Prag als Geiseln Zurückgebliebenen vergeblich ihrer Befreiung, dann würde man sie von Tag zu Tag mehr quälen. Aus dem Schergen würde wohl gar ein Mörder werden; denn war nicht mancher der Gefangenen schon am Ende seiner Kraft gewesen, als er die Hofburg verließ?

Wieder mußte er jener Tage denken, da er wie im Fieber an der Verteidigungsschrift gearbeitet hatte. Was hatte nun das alles für einen Sinn gehabt? Umsonst hatte er damals seine Kraft dahingegeben, umsonst, alles umsonst! Hätten sie sich nicht verteidigt, die Strafe hätte nicht schlimmer sein können. Nicht der leiseste Versuch zu einem gerechten Gericht war gemacht worden, allzu nachgiebig war der König den hasserfüllten Einflüsterungen des Adels erlegen.

Es war ein trüber Tag. Der Nebel der Höhen legte sich dem Reiter schwer auf die Brust. Die Glieder schmerzten ihn. Müde trieb er den Gaul vorwärts. Hätte man die Wagen noch zur Heimfahrt gehabt! Aber die hatte man schon vor Tagen, um das Geld in der Herberge zu sparen, mit den Knechten heimgeschickt. Bereits vor einer Stunde hatte es ihn in die Geborgenheit eines böhmischen Wirtshauses verlocken wollen. Aber dann war er doch weitergeritten, obwohl er kaum die Kraft hatte, sich auf der Mähre zu halten.

Nicht länger als unbedingt nötig wollte er die Daheimgebliebenen in diesen trüben Zeitläuften allein lassen. Würden sie sich doch schon genug Sorgen um ihn gemacht haben. Nicht länger als unbedingt nötig sollten die in den Gewölben der Prager Hofburg Schmachtenden der Befreiung harren.

Während er trübe über die Zukunft sann, war es so dunkel um ihn geworden, daß er nur mit Mühe noch den Pfad durch das Gebirge zu erkennen vermochte.

Nebel drang auf ihn ein, undurchdringlich quirlte er um ihn in gespenstischem Tanz.

Es war die Gegend, die ihm vor einem Jahre im Traume erschienen, und deutlich erkannte er in den huschenden Fezen Gestalten vergangener Tage. Immer dichter und dichter schlossen sie den Reigen um ihn, Tote und Lebende wirt verschlungen, allen voran Johannes Haß, der tote Stadtschreiber.

Voller Grauen sah er ihn auf sich eindringen, starr die Augen in ihn bohrend, als wolle er sich noch einmal ganz mit ihm vereinigen wie einst auf dem Friedhof zu St. Nikolai.

Entsetzt abwehrend aber hob der einsame Reiter die Hände.

Nein, nein, recht hatte der Tote damals gehabt, als er beschwörend nach Böhmen wies. Aber auch sein Geist hatte nicht das Unheil abzuwenden vermocht, das über sie gekommen. Auch er hatte nicht dieses Chaos besiegt, das nun Ordnung und Gesetz zerstört.

Und plötzlich hatte der müde Mann, der sich nur noch mühsam auf dem Ross hielt, in dem um ihn segenden Nebel eine schreckhafte Vision.

Es war ihm, als wäre es das Urchaos, das da unaufhaltsam auf ihn eindrang.

Was war denn geschehen? War die Welt den weiten Weg zurückgestürzt in jene Zeit, da der Geist erst über den Wassern schwebte, da sich das göttliche Licht noch nicht entzündet hatte zu ehernen Gesetzen?

Wind erhob sich jetzt auf der Höhe. Wilder tangte es um ihn, ein irrer Spuk. Von allen Seiten wogte es auf ihn ein, das gestaltlose Meer.

Er drohte im Chaos zu erstickern. Es war das Ende. Nie mehr würde er Weib und Kinder wiedersehen.

Er schrie er auf. Aber niemand hörte ihn. Niemand antwortete. Zu weit waren die andern Reiter zurückgeblieben.

Da gab er mit letzter Kraft dem Pferde die Sporen, daß es über Geröll und Gestrüpp in die Tiefe jagte.

Allerlei Bilder aus seinem Leben huschten vorüber, wie von einem Blitze im Dunkel aufgeleuchtet.

Als Kind sieht er sich bei der großen Prozession des Fronleichnamstages, wie sie nun schon lange nicht mehr gegangen wird, seit die Lutherischen das Regiment an sich gerissen haben. Auf Blumen schreiten sie dahin, zwischen Häusern, die mit prächtigen Teppichen behangen sind. Die Glocken aller Kirchen läuten, Musikchöre lassen Choräle erschallen. Die Alten sind seltsam verkleidet. Klaus Büttner, der immer ein wenig stotternde und schüchternere Bäder, den sie oft mit ihrem Spott auf die Gasse gelockt, ist plötzlich zum stolzen St. Georg, dem Drachentöter geworden. Prätig schwingt er sein Schwert. Ein anderer, der sich in St. Christoph verwandelt hat, der dicke Waagevogel, trägt den kleinen rothaarigen Jakob aus der Krüchelgasse auf der Achsel. Fahnen flattern, Kerzen leuchten, und allen voran trägt der Pfarrer unter seinem Traghimmel, unterstützt von zwei weißhaarigen Ratsherren, das Allerheiligste in prächtiger Monstranz.

Und dann ist der Palmsonntag-da. Der Vater hat sich als einer der Frömmsten die Ehre erkaufte, den Palmesel durch die Gassen ziehen zu dürfen. Mit Kränzen sind sie geschmückt. Auf dem Rücken des Tieres reitet das hölzerne Christusbild.

Und immer mehr der Bilder fliegen dem in die Tiefe Stürmenden aus dem Nebeltanze zu, Bilder, die längst vergessen, Bilder, die nun noch einmal Leben werden wollen, ehe vielleicht alles zu Ende ist.

Zum ersten Male darf er am Himmelfahrtstage in den Petersdom. Mit Seilen haben die Priester das Bild des Auferstandenen und die Siegesfahne über das weite Säulengewölbe gezogen. Herunter stürzt brennend der Teufel. Triumphierend jagt er mit den andern Knaben nach ihm. Ein jubelndes Toben, und zerrissen ist das wüste Bild.

Und immer weiter zuckt Blitz auf Blitz in das ferne dunkle Reich einer glückhaften Kindheit. Grade sieht er sich mit der Mutter weit hinaus am Flusse entlang wandern und ihren Erzählungen von alten Zeiten lauschen. Da schwinden ihm die Sinne . . .

Als er erwachte, fand er sich in einer einfachen Bauernhütte. Man hatte den seltsamen Fremden, der mehr vom Koff gestürzt als gestiegen, in einer Kammer auf das Lager des Knechtes gebettet.

Es mochte jetzt schon tief in der Nacht sein. Aus tiefem Dunkel tauchte er empor. Er wollte auffpringen. Er mußte doch heim nach Görlitz! Mühte doch an denen daheim vollstrecken, was des Königs Wille war! Wie lange sollten denn die Brüder in Prag auf ihn warten?

Draußen heulte der Wind um das Haus. Er hatte den Nebel zerfetzt. Sterne glitzerten in die Kammer.

(Fortsetzung folgt)

Alte Lausiger Volksfitten und Gebräuche

Der Pfarrer eines Lausiger Dorfes hat um 1830 herum niedergeschrieben, was ihm an überlieferten, noch allgemein üblichen Volksfitten, Gebräuchen bei besonderen bedeutungsvollen Gelegenheiten, eigenartigen Anschauungen im Laufe seines langen Lebens bekannt geworden ist. Ein Enkel von ihm hat festgestellt, daß bis etwa 1880 sich auf diesem Gebiete des Volkslebens noch kaum eine Änderung vollzogen hatte. Heute ist freilich vieles anders geworden, und — vor allem — wenn der deutsche oder wendische Lausiger, namentlich auf dem Lande, auch noch vielfach dem Vorfeststellungsvermögen, der Denkwiese der Ahnen treu geblieben ist, so macht er doch aus einer gewissen Scheu heraus der Öffentlichkeit gegenüber — wenn man so sagen darf — keinen Gebrauch davon. Es sei mir erlaubt, aus jenen Aufzeichnungen kurz zusammengefaßt das Wichtigste wiederzugeben, was auch heute noch lesenswert erscheint. Einiges ist freilich so derb, daß es eine Veröffentlichung im Druck nicht gut verträgt! Beginnen wir mit dem, was geschah, wenn ein junger Lausiger Erdenbürger das Licht der Welt erblickt hatte.

„Sobald ein Kind geboren ist, begibt sich die Bademutter auf den Weg, die Gevattern zu bitten. Ist das Kind ein Knabe, so hat sie ein schwarzes, ist es ein Mädchen, ein weißes Stäbchen in den Händen; oft hat sie aber auch nur ein weißes Tuch. Sobald die Taufe geschehen, bringt sie das Kind zurück, wobei sie gewöhnlich spricht: „Einen Heiden gabt ihr uns, einen Christen bringen wir wieder.“ Zu dem Batengeld, das meist sehr gering ist, legt man neunere Samen, wenn es ein Knabe, eine Nähnadel und einige Körner Weinsamen, wenn es ein Mädchen ist.

Ist der Jüngling heiratsfähig, so macht er seinem Mädchen geheime nächtliche Besuche, was Dichtergang heißt. Da gewöhnlich der Verpruch vorhergeht, findet man nichts dabei. Sehr oft haben diese Besuche Folgen, und dann heiraten die Leutchen eben, wenn auch manchmal erst später. Zur Hochzeit laden der Bräutigam und der Hochzeitsbitter, auf schwarzen Pferden, schwarz gekleidet, mit bunten Bändern geschmückt, dabei althergebrachte Einleitungsreden haltend, wobei sie sich gegenseitig einhelfen. (Der geistliche Herr bezeichnet diese Reden als abgeschmact.) Bei Armen geschieht die Einladung zu Fuß. Die Braut erscheint am Hochzeitsstag in einem schwarzüberzogenen Pelz, einer schwarz-samtne Spitzen Mütze, die hinten einen runden Absatz hat, um den ein breiter messingner Reif, mit Sternchen besetzt, herläuft, und mit einem grünen oder rotseidenen Kranz. Hinten hängen unter der Brautmütze, die mit grünseidnem Bande umwundenen Höpfe herab. Den Hals schmücken Korallenschmüre, goldene und silberne Ketten und ein paar Reihen alter Münzen aus Gold und Silber. In manchen Gegenden ist die Tracht auch bei den Jungfern üblich, die Gevatter sehen. In die Kirche wird die Braut von der Bütchjungfer begleitet, die ihr ähnlich gekleidet sind, und von der Bütchfrau oder Salzmeiste, die auf dem Rückweg Kuchen oder kleine Scheidemünzen auswirft. Musikanten ziehen voran und spielen den Brautmarsch. Die Bütchfrau muß bei der Bewirtung die Gäste bedienen oder die Aufsicht haben, auch die Geschenke annehmen mit den Worten: „Ich danke, laßt euch wieder schenken!“, wogegen sie dem Geber einen Krug Bier mit geröstetem, eingebroctem Brot, auf das Zucker und Bimt gestreut ist, darreicht. Bei Vornehmen sind viele Gerichte üblich, bei

Armen nur wenige, und nach Beendigung der Mahlzeit scheuert jeder Gast — Messer und Gabeln werden mitgebracht — seinen Teller mit einer Brotrinde. Die Braut erhält gewöhnlich den Brotabschnitt und hebt ihn sorgfältig auf, weil man glaubt, er enthalte geheime Kräfte. Nach dem Essen geht's zum Tanz, entweder ins Lehngericht, in den Kretscham oder in eine Scheune. Wenn die Braut nach ihrem neuen Heim gefahren wird, sitzt sie auf einem mit ihrer Mitgift bepacten Wagen. Der erste, der ihr dort im Hof begegnet, erhält von ihr ein Brot zum Geschenk, wenigstens ist dies bei den Wenden üblich — ein nach alter Lausiger Sitte gewöhnliches Zeichen der Treue. Dann erhält jeder Bier aus einem Milchgefäß, das die Braut bei sich führt.

Auf keine Zeit freut sich die Jugend mehr als auf die der Spinnstuben; sie dauert gewöhnlich vom Oktober bis April. Mittwochs vor dem Gründonnerstag ist sie zu Ende. Dann wird zu guter Letzt in Kompanie Branntwein geholt, entweder rein getrunken oder über klein geschnittenes Brot gegossen und mit Löffeln gegessen, endlich der Leuchter der Rodenstube mit dem Besen zur Stube herausgepeitscht. Wenn die Wirtin am Burthardstag ihren Spinnkästen eine gebratene Gans oder ein Fleischgericht und Semmelmilch vorsetzt, so gibt sie ihren Leuten nur früh Butter; unterläßt sie das aber, so ist sie gehalten, ihnen bis Martini Butter zu geben.

Bei Todesfällen treten die beweïnenden Totenweiber nur noch bei den Katholischen in Tätigkeit. Man sendet eine Art hölzerne Keule von Haus zu Haus, um das Sterben mitzuteilen, doch schafft jeder sie sobald wie möglich wieder fort, weil man sonst auch bald sterben könnte. In aufrechter Stellung herumgesandt, ladet die Keule die Dorfväter zum Dorfgericht. Ist ein Kranker dem Tode nah, so legt man ihn auf Haferstroh, damit er leichter sterbe. Begraben wird er in einem einfachen leinenen Kiste.

Deutsche und Wenden bezeichnen sich gegenseitig als Leute, die nicht viel wert seien; bei den Leuten gilt das Wort „Teutscher“ (Njemes) als Schimpfwort. Doch haben beide Stämme ihre guten Eigenschaften. Allerdings sind sie sehr dem Trunk zugetan (was damals leider in ganz Deutschland üblich war), doch gastfreundlich, gefällig und nicht ohne Herzensbildung, der sich häufig auch andere schulmäßige Bildung zugesellt.

Der erste Tag des Viehaustreibens im Frühjahr ist ein wahrer Festtag für die Jugend und verbreitet überall Freude. Das Jungvolk begießt sich in scherzhaftem Mutwillen mit ganzen Kübeln Wassers. Über die Schwellen der Türen wird grüner Rasen gelegt, und man begleitet die Kühe weit hinaus mit grünen Ruten. Das Rindvieh ist mit großen Blechgloden geschmückt, Ziegen und Schafe tragen Messinggloden und Schellen. Auf langen, aus Fichtenweiden selbst gefertigten und mit Bech ausgegossenen Hörnern, Bechpfeifen genannt, blasen die Hirten eine besondere Weise, bei der der letzte Ton hoch ausgehalten wird. Im östlichen Teil der Lausitz, namentlich im Gebirge, singen sie nach einer gewissen Melodie den Gallebrand oder rufen in einer ebenfalls eigenen Weise einander an und unterhalten sich. Alles, was sie sagen wollen, kleiden sie in diese Töne ein, und die Antwort erfolgt in gleicher Weise; immer macht den Beschluß ein hochgehaltenes „Hojahih“. Ähnlich wie sonst in deutschen Gauen schwenkt auch der Lausiger Hirt seine Peitsche, ebenso der Kutscher. Man knallt nach einem gewissen Takt den Zwei- oder Dreischlag mit Fertigkeit.

Alle Lausitzer, ob in der Ebene oder im Gebirge, in diesem vielleicht am stärksten, zeichnet ein außerordentlicher Trieb zur Jagd aus. Überall sind die Dörfer mit Wildschützen angefüllt. Und obschon des Wildes jetzt viel weniger geworden, sie auch in der Regel nicht durch Dürftigkeit gezwungen werden, so können sie doch der ererbten Neigung nicht widerstehen. Ein „Kohl-
Kram“, den die Köhler verlassen, ist des Nachts ihre Zuflucht, ein Häufchen Moos ihr Kissen, der Mond und die Sterne sind ihre Leuchte auf kaum erkennbaren Wildpfaden. In älteren Zeiten war der Wildraub so stark, daß in jedem Bezirk drei oder vier Wäldner, späterhin aber die kurfürstlichen Trabanten die Söger umgehen mußten, um die Wilddiebe abzuhalten. Für jeden, den sie dabei erschossen, bekamen sie 30 bis 50 Taler Schutzgeld (was einem heutigen Geldwert von 600 bis 1000 Mark entspricht). Der Erschossene ward an einem Baum aufgehängt und über ihm ein Hirschgeweih angenagelt. Unter Herzog Moritz wurde einer zwischen die Geweihe eines Hirsches gebunden und dieser darauf mit Hunden in den Wald geholt, so daß der Unglückliche bald, von den Stämmen und Ästen zer schlagen, seinen Geist aufgab. Auch sind die Bewohner der Lausitz sehr leidenschaftliche Vogelsteller, wovon die Vogelhändler, die aus jenen Gegenden alljährlich überall umherziehen, die redendsten Beweise sind.

Die Leute in der Lausitz lieben Musik und Tanz. Ihre Lieblingsinstrumente sind eine dreisaitige Geige und die Schalmei, wonach sie gewöhnlich tanzen. Hier zeigen sich noch slavische Anklänge, sowohl bei den Instrumenten wie beim Tanz. Es wird dabei brav gejuchelt und mit den Füßen gestampft. Von den Schäfern wird ein Hörnchen von der Ziege geblasen.

Unter den Volksfesten sind die Kirmessen, Vogelschießen, das Klettern an der Kletterstange, das Hahnschlagen, das Rutenpeitschen am Ostertag, an dem man sich im Bett aufsucht oder sich sonst — beim Wasserholen usw. — zu überraschen sucht, um sich mit Weidenzweigen zu schlagen, und wobei sie sich oft in der lustigsten Kleidung über die Gasse jagen, die hervorragendsten. Der Maie, eine gepußte Fichtenstange, wird im Dorf umhergetragen und dann vor das Haus eines jungen Ehe- oder Brautpaares gepflanzt. In der Osternacht wird — siehe oben! — das Osterwasser geholt, womit sich die Mädchen waschen, um schön zu werden. Am heiligen Dreikönigstag zieht die Jugend mit einem Stern von Haus zu Haus und sammelt Geschenke ein. Der Pfingstlummel ist der, den man am ersten Feiertag zuletzt im Bett antrifft und der nun von allen verspottet wird. Das Äschern geschieht am Äschermittwoch; die jungen Leute von der niederen Klasse bestreuen sich mit Samen und Häcksel, die Reichen aber äschern sich mit Mandeln und Rosinen.

Überseht man die hier geschilderten uralten Gebräuche, so wird einem sogleich klar, daß sie (abgesehen von einigen vielleicht, die nicht wiedergegeben werden können) fast ausschließlich deutschen Ursprungs sind, also mitgebrachtes Gut der aus Meissen, Thüringen usw. einwandernden Siedler. Nicht behandelt hat der Verfasser das wichtige Kapitel vom Lausitzer Aberglauben, obschon dieser zu seiner Zeit vor hundert Jahren sicherlich ebenso verbreitet war — wie heute!

Walter Barz

Der Goldfischteich im Görliger Stadtpark



Verantwortlich: Paul Hende, Görlitz

Kennt ihr die Natur der Heimat?

Ein tagsfliegen. Der Name sagt nicht zu viel, sondern eher zu wenig, da sie nach dem Ausschlüpfen nur wenige Stunden im Hochzeitsfluge verbringen und dann sterben. Wahrscheinlich wird das Schlüpfen durch besondere Witterungsbedingungen hervorgerufen, so daß die Schwärme plötzlich massenhaft auftreten und ebenso schnell wieder verschwinden. An Bächen und Flüssen kann man ihren eigenartigen Flug beobachten, wie sie hochflattern und sich herabsinken lassen, worauf sich das Spiel wiederholt. Infolge der kurzen Lebenszeit als ausgebildetes Insekt brauchen sie keine Nahrung zu sich zu nehmen, deshalb sind die Mundwerkzeuge verkümmert. Allgemein glaubt man, daß es nur eine einzige Eintagsfliegenart bei uns gibt, das ist jedoch ein Irrtum, denn Deutschland besitzt nicht weniger als 57 Arten. J. S.

Schluß vo a Ziegaquärglan

Also ihr Leute, wu woar ich denn 's letzte Mol stiehn geblieba? Richtig! Beim Goartatierla vo Anstinan, wiese sich mit'm Brieselte über mich lustig machte. Ich woar, wie ihr gefaht hott, nu ganz alleene uff mich oagewies. Wie ich meun' schwarer Bag oatroata toat, soate Brieselt, dar sich ein Goarta an uffastichtliche Behalf machte, im mich nee ungeruppt entwische zu loon: „Frau Tschentschern“, soat ar, „wie werd's denn nu mit'm Mittigassa? 's wär buch immerhie miglich, doas Se do noch nee derheeme wärn, soalls se Jhn nee glei dobehaln an bale oabtransperiern tätn.“ Ich hoa goar nische nich gesoat, oaber oa dam Blicke, dan ich'm zuschmeihsa toat, hot ar, glee'ch, an Weile genung. De Ziegaquärgeln woar schunt zahh Minuta vur mer lusgezoin, an mit Singa an Lacha uff nunderzu getroabt.



Wie ich zum Schiedswoanne neitoam, soas se also schunt do an soag mich ganz frech oa. Nu ging's mit'm Verbiere lus, an ich kriegt's mit d'r Angst, doas mer oalls diegehaln wärn werde, woas ich doas Weib geheeha hätt, oaber nische dervone, bluß uff zwee Beleidigunga ritt d'r Richter rim, irschens, doas ich se immer Ziegaquärgeln an zwetens ane Nubierin geheeha hätt. De Ziegaquärgel muß ich mer freilich eisteda, bodermittle hot's fenne Richtigkeet, oaber vo a Nubierin wußte meine Seele nische; destewega fung ich oa, awing Aertwoasser zu kriegta, denn wenn ees mit Ziega zu Felde ziehn wiel, kimmt's bei mir schlecht oa. Berichte langt ich mer de Ziegaquärgeln. „Herr Richter“, soat ich, „ich wiß nee, wie sich die Frau über dan Noama uffrega loan. Ziegaquärglan sein buch an siehr an apoarte Sache, wuhingega sich kee Mensch aus am Ziegaveter woas macha titt. Außerdam is mer da Noame reene ei der Aftregung entwusch, denn siha Sie amol uff am Daste, dar Jhn underm Ollertwärtsta oabgesagt werd! Berlechte entwuschte Jhn derbeine noch ganz woas anderches!“ Na, der Richter fleschelte awing, leete a Ziegaquorl beiseite an ful über de Nubierin har. „Doas is an ganz mescheuliche Ziege“, soat ich, „ich wiß goar nee, woas doas fer a Gemächte is, wie loan ich se denn do asu woas heeha tun?“ „Ja“, soate doas Weib, „se wollt badermit auf meinen etwas dunklen Tänt anspiel'n und dafir kann ich nich und desteweg'n muß se was druffkriegen“, wumit se mich moente. Nu ging mer a Seef'n sieder uff! „Herr Richter“, soat ich, „doas kimmt dervone, weil se nee vo hie is, se verstieht insen Dialekt nee. Wissa Se, woas ich se geheeha hoa? An ganz niederträchtige Nuppern. An doas is se, denka Se oa a Dast.“ An ar hot broa geducht, an ich warsch'm au gedenta. Jber mei Seemtumma wiel ich schweiga, dar Tirumf woar zu gruß! An isht war ich mer a Brieselt vierkneppa, an'm an gehieriga Busa spieln!

's grift euch
de Tschentschern

Photo Scholz — NGA-Bild